

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Bücherschau.

um Alt und Jung den Magen zu verderben, so kommt der Berliner Pfannkuchen erst in der Zeit nach Weihnachten, zum Sylvester, zu Neujahr, so recht eigentlich zur Geltung. Seine grössten Triumphe und Orgien feiert er zu Fastnacht. Bemerkenswert muss noch werden, dass man in vielen Teilen Norddeutschlands, z. B. Schleswig Holstein, Lauenburg, Hamburg, Bremen, Lübeck, Mecklenburg, Pommern, unter „Pfannkuchen“ schlechthin, ganz etwas anderes, namentlich die in der Pfanne gebackenen dünnen Fladen versteht, die man in Berlin und vielen anderen Orten Deutschlands „Eierkuchen“ nennt (wer nobel sein will sagt „Omelette“, Omelette aux confitures, Omelette aux fines herbes u. dergl. m.). Der eigentliche traditionelle Eierkuchen wird nicht mit Kompot, sondern mit Sahne, Speck, Eiern, Salat, Wurststückchen etc. garniert und verzehrt. Das Süssen des Eierkuchens und die Zugabe von geschmortem Obst, Fruchtgallert, Marmelade etc. dürfte erst spätere Uebung sein. Im angelsächsischen England und in den Teilen der Vereinigten Staaten, wo angelsächsische Küche herrscht, kennt man die Berliner Pfannkuchen seit unvordenklicher Zeit ebenfalls, jedoch unter dem Namen „dough nuts“ (Teignüsse). Diese Gebäcke sind kugelig, mehr kartoffelförmig, während der Berliner Pfannkuchen, um mich mit Lieutenant Reiff-Reiffenstein mathematisch auszudrücken, ein Rotations-Sphäroid darstellt. Diese amerikanischen Weihnachts-Pfannkuchen sind nach meinem Geschmack entsetzlich schwer, fett und unverdaulich, so dass ich nur durchaus einer der erfahrensten amerikanischen Hausfrauen, der Frau Colonel Miller in New York, die selbst ein Kochbuch verfasst hat, beitreten kann, welche mir von den nordamerikanischen Pfannkuchen sagte: they are more for farmer-daughters („sie sind mehr für Bauern-Töchter“).

Ernst Friedel.

---

## Bücherschau.

---

Karl Meyer: Führer über das Kyffhäusergebirge sowie durch Stolberg und Umgebung. Nordhausen 1896. Verlag von Fr. Eberhardt. Die Einweihung des von den Kriegervereinen (Vorsitzender unser verehrtes Mitglied Stadtverordneter Carl Diersch) gestifteten, am 18. Juni d. J. unter Teilnahme des Kaisers, hat die Aufmerksamkeit nach der Kyffhäuserruine, einem wahren Heiligtum des Deutschen Volks, gelenkt und heissen wir den mit Karten und Abbildungen sowie mit geschichtlichen Nachrichten bestens ausgestatteten Führer, der in Karl Meyer den berufensten Verfasser gefunden, gern willkommen. Meyer unterscheidet einen dreifachen Sagenniederschlag. Der Berg ist zunächst eine den germanischen Göttern gewidmete Kultusstätte gewesen, unter denen der rotbärtige Donar am deutlichsten hervortritt. In der Zeit des staatlichen und sittlichen Zerfalls wird hierauf zunächst die Heldenfigur des im Morgenlande ertrunkenen, für das Volk verschöllenen Kaisers Rotbart (Friedrich I. von Hohenstaufen), gewissermassen auf-

gepfropft. Dann tritt an seine Stelle der grosse Papst- und Pfaffenfeind, Kaiser Friedrich II., an dessen Tod das Volk auch nicht glauben wollte, wie die mehrfachen Betrüger erweisen, die sich unter seiner Maske als falsche Friedrichs aufwarfen und grossen Anhang bis zu ihrer Entlarvung um sich sammelten. Vom Anfang des 14. Jahrhunderts an erscheint die allgemeine Sage von der Wiederkehr Kaiser Friedrichs II. in Verbindung mit dem Kyffhäuser. Nachmals werden beide Kaiser zu Einer Sagengestalt verschmolzen, so bei dem Schaffhausener Arzt Johann Adelphi in seiner Schrift „Wahrhaftige history von Kaiser Friedrich dem ersten seines Namens, mit einem langen rotten Bart, den die Walsen nenten Barbarossa“. (Lands-hut 1519).

In unserm Jahrhundert, namentlich durch den Einfluss unserer roman-tischen Dichter, tritt in der Kyffhäuser Sage Kaiser Rotbart (seit 1870/71 im Gegensatz zu ihm unser Kaiser Wilhelm I. als Kaiser Weissbart) allein-herrschend auf, so dass der Denkmalsausschuss und der Künstler Recht gethan haben, figürlich im Kyffhäuser-Denkmal den dem Volke übrigens auch viel näher als Kaiser Friedrich II. stehenden Kaiser Barbarossa zur Darstellung zu bringen.

E. Friedel. 23. 6. 1896.

Geologische Ausflüge in die Umgegend von Berlin von Dr. Max Fiebelkorn. Mit 2 Karten und 40 Abbildungen. Berlin 1896. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser betont in der Vorrede, dass er es während seiner Studienzeit schmerzlich empfunden habe, keinen geologischen Führer durch die Umgebung von Berlin zu besitzen. Diesem Übelstande hat er nun durch sein Buch abgeholfen. Vom Standpunkt der Heimatkunde begrüßen wir dieses Werk mit Freuden und empfehlen es unseren Mitgliedern auf das wärmste. Haben wir doch selbst auf unseren gemeinschaftlichen Ausflügen der Zusammensetzung und Entstehung unseres Bodens die grösste Aufmerksam-keit gewidmet. Ich erinnere nur an Rixdorf (II 95) und (IV 160) und an die Rauenschen Berge (II 119). Und es steht zu hoffen, dass wir im Laufe der Zeit auch den weiteren im Buche beschriebenen Örtlichkeiten unseren Besuch machen werden, so vor allem Rüdersdorf, Buckow, Sperenberg und Glindow.

Für den oberflächlichen Beobachter bietet unsere Mark und speziell die nähere Umgebung von Berlin wenig auffallende Unterschiede in den Boden-arten. Es tritt uns überall unverfestigtes Material, Sand, Thon und Lehm entgegen; die einzigen Örtlichkeiten mit festem Gestein sind Rüdersdorf und Sperenberg. Und doch besteht zwischen jenen so gleichartigen Sanden, Thonen und Lehmen ein durchgreifender Unterschied. Ein Teil derselben, die älteren, sind auf dem üblichen Wege durch Absatz im Meere entstanden, während ein anderer, die jüngeren, das Produkt der Vergletscherung der norddeutschen Tiefebene sind.

In der ersten Hälfte des Buches werden die älteren Schichtgesteine er-ledigt, Sperenberg und Rüdersdorf, sodann der Untergrund von Berlin, Rauen und Buckow. Alsdann folgt eine umfangreiche Darstellung der Inland-Eistheorie, und hieran schliessen sich die Besprechungen der Exkursionen

nach Glindow, Rixdorf, Eberswalde, Liepe-Oderberg, Chorin, welche in das jüngere Gebirge einführen.

Was nun die Behandlung betrifft, so ist dieselbe sehr sorgfältig, klar und verständlich und erstreckt sich sowohl auf eine genaue Beschreibung der Örtlichkeiten wie auf eine eingehende Besprechung der geologischen Thatsachen. Der Verfasser vermeidet es meist, auf Meinungsverschiedenheiten einzugehen und beschränkt sich darauf, die Ansichten der hervorragenden Geologen wiederzugeben.

Zache.

Alte Nachricht über die Grabhügel unserer germanischen Vorfahren. Der Theologe H. T. Stiller im Anhang zu Pastor Lehmanns Beyträgen zur Untersuchung der Alterthümer bey Welbsleben (Halle, 1789) schreibt S. 100:

„Dass die Priester der alten Deutschen die Unsterblichkeit der Seele und eine Seelenwanderung gelehrt haben, bestätigen uns verschiedene Schriftsteller, dass ihre Beerdigungsgebräuche darauf Rücksicht nehmen, bleibt mir nun noch übrig näher zu erläutern. Die Eingänge der Gräber waren gegen Süden. Hierin finde ich den ersten Belag zu meinem Satze. Alle nördl. Völker setzten ihren Aufenthalt nach dem Tode in den südl. Theil des Himmels, weil sie glaubten, dass die südl. Völker weit besser daran wären als sie, und sich eines steten Frühlings und eines immerwährenden heitern Himmels zu erfreuen hätten.“

„Die Gräber liegen auf Anhöhen, und allemal in Gegenden, wo die schönste Aussicht ist. Es ist wirklich hier unverkennbar, dass das Begraben an solche Orte in Rücksicht auf den Glauben der Fortdauer nach dem Tode geschah. Man machte sich die Vorstellung, dass die Seelen der Verstorbenen nach einiger Zeit — ehe sie in ein besseres Leben oder in einen andern Körper übergingen — um ihre Grabstelle sich aufhielten, und nun wollte man ihnen den besten Platz in der Gegend zu ihrem Aufenthalte anweisen. Wirklich ein Gedanke, der für die Lebenden und Sterbenden schmeichelhaft sein müsste. Nehm ich die Gegend, wo das zuerst beschriebene Grabmal ist, so überzeugt mich dies immermehr hiervon. — Eine Anhöhe erhebt sich da sanft, am Fusse derselben fließt stille und heiter der Fluss. Zur rechten Hand sieht man eine Bergkette und auf den Bergen viele Todtenhügel. Links sind Büsche und Wiesen und soweit das Auge reicht, ist eine entzückende Mannigfaltigkeit. Ich bin es überzeugt, dass mancher, der die Auferstehung des Leibes glaubt, lieber hier, wo er bis ihm Gott eine fröhl. Auferstehung ertheilet, ruhig schlafen, und dann am Tage des Wiederauflebens die neue Welt mit einem Blick einige Meilen weit übersehen könnte, als auf einem Kirchhofe, wo seine Gebeine oft nach Verlauf weniger Jahre wieder ausgegraben werden; lieber unter einem Rasenhügel, den der Allgütige jeden Frühling mit neuem Grün bekleidet, mitten in Gottes freyer Natur, als unter einem Monument, begraben sein möchte.“

Als fernere Beläge führt er an: das Verbrennen der Waffen zugleich mit den Todten und das Zusammenbegraben mehrerer Todten, oder die Familienbegräbnisse.

Grade im Gegensatz hierzu verhielten sich die ersten Christen, die als Juden an die Erdbestattung gewöhnt, vor der Leichenverbrennung zurückschreckten. Daher sagt Minutius Felix in seinem Gespräche: Octavius, von den Christen: *Inde videlicet (weil sie einer Auferstehung harren) et exsecrantur rogos et damnant ignium sepulturas, quasi non omne corpus etsi flammis subtrahatur, annis tamen et aetatibus in terram resolvatur.*  
c. II. edit. Cellarii. E. Friedel.

Eduard Zache: Die Geologische Wand im Humboldthain zu Berlin. Ein Anschauungsmittel zur Einführung in die Lehre von dem Bau und den Schätzen der Erdrinde in unserer Vaterlande. Im Auftrage der städtischen Park- und Garten-Deputation erbaut und erläutert. Mit einer Tafel. 1896. Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei. 96 S. 8°. Preis 1 Mark. Die von Herrn Dr. Zache in verdienstlichster Weise zur populären Einführung in das geologische Studium unserer Heimat erbaute Geologische Wand, für welche ein ähnliches Unternehmen in Halle a. S. die Anregung geboten hat, ist in unserer Gesellschaft wiederholt besprochen\*) und gelegentlich einer Wanderversammlung an Ort und Stelle am 26. Juni 1895 besichtigt worden. In knapper, aber durchaus gemeinverständlicher Weise erörtert nun der vorliegende Führer den Zweck der Wand, die Wand als Ganzes (Baustoffe der Erdrinde und das Gefüge der Erdrinde) und die Schichten und Felder der Wand (zur Geschichte der Erdrinde). Eine Tafel mit Nummerierung erleichtert das Auffinden der einzelnen Bestandteile der Wand auf das zweckmässigste. Da die Geologie leider bei weitem nicht so viele Liebhaber als die Zoologie und Botanik zählt, so ist dringend zu wünschen, dass ihre Zahl sich vermehren möge. Die Geologische Wand und das vorliegende allen Naturfreunden hiermit bestens empfohlene Büchlein mögen in diesem Sinne wirksam sein. E. Fr.

Hugo Schroeder: Goethe in Berlin und Potsdam. (Westermanns Illustr. d. Monatshefte f. d. gesamte geist. Leben der Gegenwart. 40. Jahrg. Juli 1896. S. 465—479). Geschichte Zusammenstellung des bekannt gewordenen Thatsächlichen. Herzog Karl August versuchte i. J. 1778, als Friedrich der Grosse die Aufsaugung Bayerns durch Österreich mit dem Schwert zu hindern beschloss, in Berlin zu vermitteln, während der König sich bereits zum Heer nach Schönwalde bei Silberberg begeben hatte. Goethe wurde zur Mitfahrt eingeladen und entschloss sich nach kurzem Bedenken zu dieser. Am 13. Mai früh wurde aufgebrochen; nach einer Rast in Wörlitz und Treuenbrietzen langte man am 15. Mai in Potsdam an. Der kurze Aufenthalt von 10 bis 4 Uhr wurde zu einer Betrachtung einiger Bauten, Waisenhaus, Marstall und des Parkes von Sans-souci verwandt. S. 468 fig. heisst es: „Goethe nennt den Kastellan von Sanssouci einen Flegel,

\*) Vgl. Monatsblatt I, S. 66—73; III, S. 108—114 und 175—177.

allein möglicherweise kann der Kastellan des Neuen Palais seinem Kollegen diese Ehre der Berücksichtigung durch den Dichterstürzen streitig machen, denn die von Goethe neben jenem Unglücklichen erwähnten Engelsköpfe befinden sich am Neuen Palais, das ja auch im Park von Sanssouci liegt. Hoffentlich gelingt es den Goethephilologen, diese wichtige Frage zum Abschluss zu bringen. — Eine ähnlich bedeutende Streitfrage, ob nämlich Goethe in Berlin im Fürstenhause Kurstrasse 52/53, oder Gasthof Zur goldenen Sonne, dem späteren Hôtel de Russie, Unter den Linden 23, gewohnt habe, ist ja bereits glücklich dahin entschieden, dass er in beiden logiert habe. \*)

Goethes erster Ausgang galt der Kgl. Porzellanmanufaktur; auch Wegeli, der zuerst eigentliches Porzellan in Berlin fabrizierte, wurde von Goethe besucht. Am selben Tage sprach Goethe bei dem berühmten Porträtmaler Anton Graff und dem Kupferstecher Daniel Chodowiecki vor, bei letzterem zweimal, am 16. Mai allein, am 20. in Begleitung Karl Augusts. Namentlich Chodowiecki, von dem Verf. sagt, wer seine Radierungen nicht kenne, dem bleibe das Verständnis der geistigen und gesellschaftlichen Zustände des fridericianischen Zeitalters verschlossen, wurde von Goethe hochgeschätzt. Man ersieht dies beiläufig aus einem Schreiben des letzteren vom September 1776 an die Luise Karschin, worin es heisst: „Gehen Sie doch einmal zu Chodowiecki, und räumen Sie bei ihm auf, was so von alten Abdrücken seiner Sachen herumfährt. Schicken Sie mir's und stehlen ihm etwa eine Zeichnung. Es wird mir wohl, wenn ich ihn nennen höre, oder ein Schnizzel Papier finde, worauf er das Zeichen seines lebhaften Daseyns gestempelt hat.“

Am 17. suchte Goethe den Johann André auf, einen ihm von Offenbach her befreundeten dilettantischen Dichter und Komponisten, dann den theologisch berühmten Probst an St. Nicolai Johann Joachim Spalding.

Zwischen der Kirche und der Tafel beim Prinzen Heinrich ging Goethe zu dem Maler Johann Christoph Frisch (geb. zu Berlin 1737, † daselbst 1815), von dem u. a. Deckengemälde mythologischen Inhalts in den Schlössern zu Potsdam und Berlin herrühren. Der berühmte Stratege des siebenjährigen Krieges, Prinz Heinrich, der allerdings, wenn möglich, noch mehr als sein königlicher Bruder der französischen Bildung zugewendet war, scheint sich nicht viel um den literarischen Chorführer aus Weimar gekümmert zu haben, wenigstens schweigt sich dieser über den Prinzen gänzlich aus.

Nach der Tafel Spaziergang im Tiergarten. Am 18. machte Goethe wiederum Besuche u. a. bei dem Dichter-Sonderling Gottlob Wilhelm Burmann, und bei Moses Mendelssohn; warum dieser letztere unsern Goethe nicht empfing, scheint nicht mit Sicherheit aufgeklärt werden zu können.

Die Karschin, mit welcher Goethe seit 1776 gelegentlich gebriefwechselt hatte, suchte ihn auf und Goethe, der für die wunderliche Person ein gewisses faible hatte, erwiderte den Besuch. Am 20. Mai fuhren unsere

\*) Alle drei Gebäulichkeiten sind längst der Bauwut zum Opfer gefallen. Fr.

Reisenden von Berlin über Schönhausen nach Tegel, das mit seinem Geister-  
spuk und dem in diesen verwickelten Friedrich Nicolai bekanntlich seine  
Stelle im Faust gefunden hat.

Von Tegel ging's über Charlottenburg und Zehlendorf wieder  
nach Potsdam, wo Goethe wiederum (oder zum ersten Male) das Schloss  
Sans-souci und das Stadtschloss, sowie die Garnisonkirche, die Gewehr-  
fabrik und selbst das von Friedrich Wilhelm I. erbaute kleine Jagd-  
schlösschen, den Stern, in Augenschein nahm. Eine Parade beendete den  
Besuch, der zu keinem diplomatischen Ergebnis führte. Über Dessau, Wörlitz  
und Leipzig erfolgte die Rückkehr nach Weimar. —

Dass H. Schroeder überall den politischen, kulturgeschichtlichen und  
literarischen Hintergrund hervorhebt, auf dem die geschilderten an sich sehr  
einfachen Erlebnisse Goethes abspielen, verleiht dem Aufsatz das richtige  
Milieu. E. Fr.

Dr. P. Engelhardt: Industriekarte der Provinz Brandenburg,  
1:400000, in 8 Sekt. 5 M., geb. 5 M. 70 Pf. Herausg. vom Geographischen  
Institut in Gross-Lichterfelde. Die sehr übersichtlichen Sektionen enthalten  
nur die Namen derjenigen Ortschaften, in denen ein Industriezweig gepflegt  
wird (bis einschliesslich der Torfgräbereien, Molkereien und Brennereien).  
In den gedruckten Anlagen werden die Betriebe nach Kreisen und innerhalb  
derselben nach dem Ortschaften-Register alphabetisch aufgeführt; auch die  
Namen der Unternehmer fehlen nicht und sollen von Jahr zu Jahr revidiert  
werden. Abgesehen von der allgemeinen Nützlichkeit entspricht das Unter-  
nehmen auch in vollem Masse der Heimatkunde und füllt eine längst empfun-  
dene Lücke angemessen aus; es kann dasselbe daher in weitesten Kreisen  
nur bestens empfohlen werden, zumal es auch sehr preiswert ist.

E. Friedel.

Dr. Paul Dinse: Ein schwedischer Kartograph der Mark  
Brandenburg aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges. Zeitschr.  
der Ges. für Erdkunde zu Berlin, Bd. XXXI. 1896. S. 98—105. Verf. hat  
die Lebensschicksale und kartographische Thätigkeit des Olaus Jhannis  
Gothus, richtiger Olof Hansson Svart, geb. 1600, † 1644 (1634 durch  
Oxenstierna unter dem Namen Örnehufoud [Adlerhaupt] in den Adel-  
stand erhoben; aus schwedischen Quellen ermittelt und, soweit zur Zeit  
angänglich, in dankenswerter Weise dargestellt. Svart, schwedischer General-  
quartiermeister und Generalstabschef, war ein gewandter Kartenzeichner,  
und haben für unsere Heimatkunde 3 bezügliche Arbeiten von ihm Wert:  
1. *Marchionatus Brandenburgici Partes duae, Nova Marchia et  
Uckerana.* — 2. *Marchionatus Brandenburgici Partes duae,  
Ruppin Comitatus et Prignits Regiuncula.* — 3. *Marchionatus  
Brandenburgicus.* „Über den Wert der Kartenzeichnungen Olofs ist  
naturgemäss wenig zu sagen (bemerkt Dinse). Es sind Karten wie alle  
anderen dieser Zeit, die durchweg nicht auf Messungen, sondern auf An-  
schauung des Geländes und Itinerar-Berechnungen beruhen. Immerhin sind

es aber doch Karten eines im allgemeinen ortskundigen gewandten Zeichners, eines Feldkartographen, und nicht nur Verarbeitungen von anderen gesammelten Materialien in den Zeichenstuben Amsterdams. Im besonderen geben die Karten von Brandenburg ein recht gutes Bild der Topographie des Landes und bezeichnen einen wesentlichen Fortschritt gegen die älteren Karten, welche alle auf die Zeichnung des Elias Camerarius zurückzuführen sind. Mit den Karten Olof Örnehofouds beginnt ein zweites Geschlecht topographischer Karten der Mark, welches sich bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fortpflanzt und erst dann der von Johann Baptista Homann veröffentlichten Karte J. P. Gundlings für immer unterliegt.“

E. Friedel.

Clara von Förster: St. Nicolai. Eine Erzählung aus alter Zeit. Mit Original-Illustrationen. Jüterbog, 1895, Verlag von Humboldt & Liese. 112 S. — Die Erzählerin schildert uns die Schicksale der Familie des Thürmers der ehrwürdigen Nicolaikirche zu Jüterbog in den Jahren 1806 bis 1815 und weiss damit anschaulich und geschickt die Geschehnisse der alten Wendenstadt vom Übergang aus der kursächsischen bis in die preussische Zeit zu verflechten. Zeichnungen und Skizzen interessanter Gebäude und Prospekte, an denen Jüterbog noch jetzt reich ist, unterstützen den Lokaltönen, welchen die Verfasserin anschlägt, in angenehmer und wirksamer Weise. Allen Verehrern vaterländischer Erzählungen kann das Büchlein bestens empfohlen werden.

F.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Demminerstrasse 64. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.